

zoge und ihre Wittiben, sondern auch Hofstage und das Hofgericht in seinen Mauern gesehen, und das große Lager- und Statutenbuch vom Ende des 16. Jahrhunderts zeugt von geordneten Verhältnissen, ja einer gewissen Wohlhabenheit der Stadt und ihrer Bürger.

In den Mauern der Stadt, so heißt es, da hatten die landfahrenden Keßler ihren Jahrtag. Es war allda ihre Zunftlade, bei der sie am selbigen Tage auf dem Rathaus zu Gericht saßen und ihre Gesellen freisprachen. Dabei ging es in der Zunftherberge zum „Adler“ vor dem Tor hoch her, und es heißt, manchmal sei dabei auch Blut geflossen.

Nach dem großen Krieg war Böblingens Wohlstand dahin, und noch am Ende des 18. Jahrhunderts müssen die Stadtväter bei der Regierung um Steuernachlaß bitten, da Böblingen ein „gar arm und notleidend Städtle“ sei. Zwar war das Schloß, das unter Herzog Carl Alexander teilweise umgebaut worden war, noch Jagdaufenthalt bei Schönbuchjagden, aber für die Bürgerschaft fiel dabei wenig ab. Ein äußeres Zeichen für jene armen Jahre mag auch darin erblickt werden, daß in der Barockzeit in Böblingen nichts gebaut wurde. Alle bedeutenden Anwesen stammen aus der Renaissancezeit oder aus dem 19. Jahrhundert.

Die wirtschaftliche Kraft der Stadt war gegenüber Sindelfingen immer schwach. Noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts besaß Sindelfingen ein Mehrfaches an Gewerbetreibenden und tausend Einwohner mehr. Das änderte sich erst mit dem Bau der Eisenbahn im Jahr 1879, wo am 2. September ds. Js. die Strecke Stuttgart — Freudenstadt eingeweiht wurde. In den folgenden Jahrzehnten holte Böblingen viel Versäumtes nach, war doch bislang außer der Chemischen Fabrik der Firma Bonz kein größerer Gewerbebetrieb am Platz gewesen. In den Jahrzehnten nach der Reichsgründung breitete sich auch die Stadt räumlich aus. Sie strebte insbesondere darnach, den weiten Raum zwischen der Altstadt und dem Bahnhof auszufüllen und setzte an den Hauptausfallstraßen zu neuen Siedlungen an.

Aber zunächst blieb alles noch in dem bescheidenen Rahmen einer schwäbischen Kleinstadt; freilich hatte die Bürgerschaft schwer zu ringen, denn da die Gemeinde verhältnismäßig klein gewesen war, so fehlte rein zahlenmäßig eine breite tragende Schicht, die mit ebensoviel Fleiß wie Weitsicht, mit Bodenständigkeit und Ausdauer eine größere industrielle Entwicklung getragen hätte. Es blieb vielfach bei wohlgemeinten Anläufen.

Erst die Entwicklung nach dem ersten Weltkrieg brachte neuen Unternehmungsgeist und eine gewisse Ausweitung der ansässigen Unternehmen, sowie eine namhafte Erweiterung der Siedlung nach allen Richtungen hin. Ansatzpunkte boten vor allem der seit dem Krieg eingerichtete Flughafen Stuttgart-Böblingen jenseits der Bahnlinie, sowie der Entschluß, auf dem Tannenbergl eine Wohnsiedlung zu erstellen, der tatkräftig durchgeführt wurde.

Die wirtschaftliche Lage der Stadt war zunächst nicht sehr günstig. Das städtische Vermögen, das in der Hauptsache aus sehr

ausgedehnten und wohlgepflegten Waldungen bestand, warf nur eine mäßige Rente ab. Zahlreiche neue Aufgaben drängten aber zur Ausführung. Die wirtschaftliche Krise zu Ende der zwanziger Jahre tat ein übriges, um die Stadt in eine schwierige Lage zu bringen, so daß allmählich eine erhebliche Schuldenlast anwuchs. Die Konjunktur der Jahre 1934 bis 1939 und der Umstand, daß Böblingen Garnisonstadt wurde, brachten zwar neue Aufgaben mit sich, ließen aber auch die Mittel reichlicher fließen, die zu ihrer Lösung notwendig waren, so daß sich die Gemeindefinanzen rasch erholten. Freilich, ein großes Opfer wurde gefordert. Ein wesentlicher Teil des städtischen Waldbesitzes mußte für militärische Zwecke abgegeben werden. Der Wald wurde kahlgeschlagen und die Fläche liegt jetzt als Brachland da. Das war wie ein Warnungssignal.

Der zweite Weltkrieg forderte neue große Opfer; im Oktober 1943 wurden große Teile der Stadt durch einen Luftangriff zerstört; mehr als vierzig Bürger verloren dabei ihr Leben. Über die Trümmer der Altstadt wächst jetzt Gras; möge es doch bald gereutet werden, um Platz zu schaffen für den Neuaufbau! Nun ist wieder graues und schweres Gewölk über unser Gemeinwesen gezogen und sein Schicksalslied hat erneut eine schwermütige Melodie. Es gilt jetzt, die geschlagenen Wunden zu heilen und wieder aufzubauen, was zerstört ist. Manches wird für immer gefallen sein, so wie das alte Schloß auf dem Berg; aber die Wohnstätten der Bürger werden eines Tages wieder er-

standen sein und neues, junges Leben bergen.

Aus den Gauen des Ostens sind nun inzwischen viele neue Bürger in unsere Stadt gezogen. Sie kommen zu uns unbelastet von der Erinnerung an das, was einst in unserer Stadt gewesen und geworden ist. Wir wünschen, daß sie bei uns eine echte Heimat finden mögen, und daß sie die Kraft gewinnen, an dem Aufbau mitzuwirken, der uns eine neue Stadt bringen soll. Viele Geschlechter sind schon dahingefahren, seit unsere Stadt gegründet wurde, und damals war das Dorf Böblingen schon ein Jahrtausend alt! Immer wieder haben die Bürger einmal neu anfangen müssen; je und je ist ein schweres Geschick über sie hereingebrochen. Der einzelne mochte vergehen und vergessen sein, aber die Gemeinde lebt!

Es weht ein rauher Wind vom Schwarzwald herüber; aber unsere Luft ist gesund. Laß' dir sie um die Ohren wehen und gehe hinauf auf den Schloßberg und sieh dich um. Das Land ringsum ist herb und weit, Wein gedeiht bei uns nicht. Aber die Äcker im Lauch und in der Nordhalden und am Holzgerlinger Weg, die tragen Frucht, das tägliche Brot zu bereiten, und die Wälder ringsum schenken Holz, uns ein Dach über dem Kopf zu zimmern, und die Quellen im Grund sprudeln Wasser, den Durst zu löschen, und in den Fabriken schaffen fleißige Hände, den Pflug zu schmieden und das Tuch zu weben, deren wir bedürfen.

Es ist dieser unserer Stadt viel Leid geschehen. Aber wir haben noch eine Hoffnung, und wir wollen es dennoch wagen!

— z.

## Von alten Hochzeitsbräuchen

Der alte Bärenwirt hatte allemal erzählt, sein Großvater sei in jungen Jahren ein sauberer und kecker Bursch gewesen, an dem jedermann, insonderheit aber die jungen Mädle, ihre Freude gehabt hätten. Deshalb sei er viel zu Vetterle und Bäsle in die nähere und weitere Umgebung geladen worden, wenn es allda irgend ein Fest oder eine Lustbarkeit gegeben habe, bei der man Brautführer und gute Tänzer brauchte.

Und in seinen alten Tagen noch habe der Großvater an langen Winterabenden von seinen Hochzeiten und Kirbene ringsum im Gäu und im Schönbuch erzählt, so daß die Buben die Ohren nur so gespitzt und ganz leuchtende Augen gekriegt haben, so arg haben ihnen die Geschichten des Großvaters gefallen.

In Schafhausen drunten, so wußte der Großvater zu berichten, ist zu seinen Zeiten zu feierlichen Hochzeiten — das sind solche mit Predigt in der Kirche und Tanz im Wirtshaus — von der Braut und ihrer Gespielin Haus für Haus ohne Unterschied geladen worden. Zum Kirchgang hat der Bräutigam seinen Gesellen, die Braut ihre zwei bis drei Gespielinnen und den Brautführer gehabt; der hat sie, eine Lilabandschleife mit Rosmarienzweig in der Hand, mit einer Verbeugung zum Altar geführt. Und das ist immer ein ganz feierlicher Augenblick gewesen. Die verheirateten Mannsleute aus der Verwandtschaft sind in den Gemeinderatsstühlen gesessen; die

Väter der Brautleute und ein etwaiger Vormund, auch das eine oder andere Verwandte, dem man eine Ehr hat antun wollen, die haben ein ellenlanges, flatterndes schwarzes Band im Knopfloch getragen. Wann die Kirche aus gewesen ist, da haben sich die Kirchenleut und wer sonst um den Weg war, vor der Kirchtür aufgestellt — auf der einen Seite die Männer, auf der andern die Weiber, das Brautpaar und Gefolge, und der Schulmeister, in der Hand die Bandschleife, die er vom Brautpaar erhalten hat, der hat allemal eine schöne Rede gehalten. Als dann hat die Zechhochzeit begonnen. Hat die Braut aus dem Flecken hinausgeheiratet, so ist sie mit dem Hausrat auf einem Wagen feierlich abgezogen. Auf den Kästen sind die Betten gebreitet gewesen, mit selbstgesponnenen Stücken reinlich überzogen; hat es auf die Ziechen geregnet, so hat man das allemal für ein gutes Zeichen gehalten. Vorn auf dem Wagen ist die angelegte Kunkel gestanden, mit Spindeln besteckt und womöglich mit einigen Aepfeln behängt; hinten hat eine Wiege nicht fehlen dürfen. Und während des Auszugs ist von den ledigen Burschen des Fleckens geschossen worden.

In Gärtringen droben sei dazu noch die Morgengab gereicht worden. Das hat sich also zugetragen, daß am Tag nach jeder Hochzeit, sei nun öffentlich mit Musik und Tanz oder in aller Stille gefeiert worden, die ledigen Mädle des Orts dem jungen Paar Mehl oder Eier, Erbsen oder

Linsen, Hutzeln oder Schmalz und anderes mehr geschenkt haben. Man hat deswegen den Gärtringern früher spottenderweise nachgesagt, sie täten wegen des Mehls zur Morgengabe heiraten. Wenn die Morgengabe gebracht worden ist, dann hat man als im Haus der Brauteltern oder in dem des jungen Paares getanzt, und dazu sind dann die Gespielen der Brautleute von beiden Seiten gekommen und fröhlich miteinander gewesen.

Am schönsten sei es aber doch bei seiner eigenen Hochzeit gewesen, habe der Großvater den Buben erzählt. Die Großmutter war eine echte Rebmännin von Schönaich und so eine Hochzeit wie die sei lang nachher nimmer gefeiert worden. Damals haben die Musikanten vor dem Wirtshaus, vor dem sich der Hochzeitszug sammelte, solange aufgespielt, bis sie den Zug der Kirche zu aus den Augen verloren haben. Sobald der Brautzug aus

der Kirche heraußen war und die Musikanten haben ihn wieder gesehen, da haben sie wieder anfangen spielen, bis der Zug bei ihnen angelangt ist. Dasselbst hat der Schulmeister eine Rede gehalten. Über die ganze Feierlichkeit, sogar während des Schmauses und beim Tanz, behalten der Bräutigam und der Brautführer ihren Hut auf; dieser hat den ersten Reigen mit der Braut tanzen dürfen. Die Braut und ihre Gespielen, die man in Schönaich Brautjungfer geheißen hat, die haben an alle Gäste Bänder verteilt, an die Ledigen farbige, an die Verheirateten schwarze und an die Forstleute grüne, wie es alter Schönbuchbrauch gewesen ist.

Und es ist ganz gewiß wahr, daß dem Großvater seine Hochzeit die schönste gewesen ist und überhaupt, habe er allemal gesagt, hätten die Leute heutzutage keinen Sinn mehr für eine rechte und schöne Hochzeit wie anno dazumal.

## Ein Sindelfinger Achtundvierziger

Am Abend vor dem Gefecht sind sie noch zusammen um das Feuer gesessen, die Gruppe der badischen Freiheitskämpfer von Anno Achtundvierzig. In der grauen Frühe des andern Tages sind sie dann ausgezogen, ihres Kameraden Herwegh schwermütig Lied auf den Lippen:

„Die bange Nacht ist nun herum,  
Wir reiten still, wir reiten stumm,  
Wir reiten ins Verderben.  
Wie weht so scharf der Morgenwind!  
Frau Wirtin, noch ein Glas geschwind  
Vorm Sterben, vorm Sterben.“

Am Abend waren sie Gefangene. Die Schwaben, neun an der Zahl, unter ihnen der tapfere Gottlob Fink aus Sindelfingen, wurden nach Ludwigsburg gebracht.

Wie ist ihnen da der andere Vers des Liedleins so oft durch ihren düstern Sinn gegangen, wenn sie zwischen dem Reiterzug ihrer Wächter über die staubigen Straßen marschierten, mochte sein, dem Tod entgegen, der auf Rebellen wartet.

„Du junges Gras, was stehst so grün?  
Mußt bald wie lauter Röslein blühn,  
Mein Blut ja soll dich färben.  
Den ersten Schluck, am Schwert die Hand,  
Den trank ich, für das Vaterland  
Zu sterben, zu sterben.“

In den Kasematten der Kaserne, dem harten Gefängnis zu Ludwigsburg, da haben die neun Gefangenen oft diese Verse durch die schweren Gitter der kleinen Fenster hinausgesungen, schwankend zwischen Mut und Verzagen, zwischen Hoffnung und Verzweiflung. Und von den kahlen Mauern hallte es dann wider:

„Und dann den zweiten hinterdrein,  
Der sollte für die Freiheit sein,  
Der zweite Schluck vom Herben!  
Dies Restlein — nun, wem bring ich's gleich?  
Dies Restlein dir, o Deutsches Reich,  
Zum Sterben, zum Sterben!“

Und sie haben den zweiten, ach so herben Zug bis zur Neige tun müssen, denn das Gericht hat die meisten aus der Schar zum Tode verurteilt. Sie sollten standrechtlich erschossen werden. Unter ihnen ist auch Fink gewesen.

Doch nun geschieht, was keiner ahnt.

Es werden von den Angehörigen und Freunden Gnadengesuche beim König ein-

gereicht. Aber der Fürst verharret in Ungnade. Das letzte Gesuch bringt ein reitender Bote an den Hof zu Stuttgart, denn es eilt sehr, sind doch schon Tag und Stunde der Hinrichtung festgesetzt. Da schenkt der König den flehentlichen Bitten so vieler endlich Gehör, und er hebt die Todesurteile auf.

Eine Stafette wird abgefertigt, den Gnadenakt nach Ludwigsburg zu bringen. Der Reiter kommt kurz vor der Hinrichtung am Ziel an. Er trägt ein weißes Fähnlein als fernhin leuchtendes Zeichen der Begnadigung in der Hand. Die Gefangenen dürfen aber zunächst nichts davon wissen. Das Todesurteil soll vielmehr zum Schein vollstreckt werden. Das Füsilierkommando tritt an. Den Gefangenen werden die Augen verbunden. Dann wird eine blinde Salve auf sie abgefeuert. Manche zittern, als die Salve fällt, und manche sind in die Knie gesunken. Fink allein steht aufrecht und unbewegt. Ein Soldat namens Ganzhorn, ein Sindelfinger Kind, stand zufällig Fink gegenüber. Er hat noch in seinen alten Tagen erzählt, wie es ihm bis hinein weh getan habe, daß gerade er es hätte sein müssen, unter dessen Kugel sein Landsmann hätte fallen sollen, kannte er doch Fink seit Kindertagen wohl, und er habe sich halt über die Begnadigung arg gefreut.

Die Gefangenen müssen aber dann noch etliche Zeit auf der Festung Hohenasperg in Haft sitzen, bis sie endlich freigelassen werden.

Die Erschütterungen dieser Wochen und Monate haben Finks Lebenskraft verzehrt, so daß er vierzehn Jahre später in den besten Mannesjahren gestorben ist, betrauert und geehrt von vielen Freunden. Sein Leben war von Kampf um Recht und Freiheit erfüllt; der Frühvollendete hatte seines Lebens Becher bis zur Neige ausgetrunken:

„Dem Leben — doch das Glas ist leer,  
Die Kugel saust, es blitzt der Speer;  
Bringt meinem Lieb die Scherben!  
Auf! in den Feind wie Wetterschlag!  
O Reiterlust, am frühen Tag  
Zu sterben, zu sterben!“

## Der Schönaicher Bock

Als der alte König noch regierte, da hatte der Bauer Schimpf zu Schönaich einen jungen Geißbock, der hatte eitel Narreteien im Kopf und nahm Alt und Jung auf die Hörner, wie sie eben in den Weg liefen. Bald wurde der Bock weitum im Schwäbischen bekannt und berühmt und sein Herr hätte ihn können um Geld sehen lassen, wie er's mit einem jeden aufnahm, wenn jener hätte ernstlich wollen. Immerhin ist es aber dahin gekommen, daß sich an einem schönen Märztag des Jahres 1846 eine Menge Herren aus allen Gegenden des Landes, namentlich aus Sindelfingen, Hall und Oehringen, Kupferzell und Pfalzgrafenweiler, Balingen, Backnang und Schorndorf und anderen Orten sich in Schönaich einfanden, um sich mit dem Schimpf'schen Bock im Zweikampf zu messen.

Es war heiter zuzuschauen, wie einer um den andern sich dem Geißbock gegenüber setzte und frohen Mutes — auf seine Gewandtheit und Übung in Bearbeitung des Bockes bauend — dessen Angriff abwartete.

Der Bock, obgleich noch jung, aber kräftig und behend, ließ sich nicht lang antieren, sondern machte sich bald hinter die Kampfplustigen her und warf einen um den andern nieder. Es war ein lustiger Anblick, wie er alles bemeisterte, und hauptsächlich wie er mehrere bis nach Haus verfolgte. Ja, er setzte sogar einem so arg zu, daß dieser beinahe von Sinnen kam und nach einem mehrstündigen beschwerlichen Marsch statt in seiner Heimat wieder in Schönaich anlangte.

Da man mit der Zeit herausgefunden hatte, daß das Böckle durchaus nicht böseartig veranlagt war und nie jemanden lebensgefährlich verletzte, so ließ man ihn noch des öfteren zu solchen Zweikämpfen herausfordern. Er soll aber alle siegreich bestanden haben.

## Die Sage von den Biberneln

Als in Gärtringen die Pest wütete, war draußen auf dem Felde eine Bauersfrau. In ihrer großen Not flehte sie zu Gott, er möge doch der schrecklichen Seuche ein Ende bereiten. Über dem Weinen und Beten schlief sie in ihrer Ermüdung ein. Da sah sie im Traum auf einmal einen großen Vogel über ihrem Haupte kreisen. Der ließ ein Bibernelnzweiglein auf sie herunterfallen und rief in einem fort: „Eßt Bibernelle, dann sterbeter net alle!“

Da erwachte die Frau und fand wirklich neben sich ein Bibernelnzweiglein liegen. Voll Freude und Dank eilte sie ins Dorf zurück und erzählte dort ihren Traum. Kaum eine Stunde später waren alle schon unterwegs, um das Kräutlein, von dem der Vogel gesprochen hatte, in großen Mengen zu sammeln und Kranke wie Gesunde aßen davon.

Hinweis für unsere Leser.

Die laufend abgedruckten Sagen und Geschichten aus Schönbuch und Gäu sind von Eberhard Benz gesammelt, aus dessen Feder auch der Aufsatz „Unser Wappen“ in Nr. 1 der Böblinger Post vom 1. April 1949 stammt. Sie werden zu gegebener Zeit als Veröffentlichung des Heimatgeschichtsvereins in Buchform erscheinen. Die Gärtringer Sagen sind dem „Gärtringer Helmbuch“ von Gertrud Hartmann entnommen.